

Queer im Pfarrhaus.

Diversitätstheoretische Überlegungen

Isolde Karle

1 Queere Pfarrer*innen in der Kirche

Seit etwa 30 Jahren werden innerhalb der Landeskirchen der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD) Diskussionen darüber geführt, ob und unter welchen Bedingungen schwule und lesbische Pfarrer*innen ihren Beruf ausüben und im Pfarrhaus leben können. Trans Personen und bisexuelle Pfarrer*innen sind bislang noch kaum im Blick. Einerseits hat sich in den letzten Jahrzehnten mit Blick auf queere Pfarrer*innen erfreulich viel getan. In nahezu allen Landeskirchen können schwule und lesbische Pfarrer*innen inzwischen offiziell in einem Pfarrhaus wohnen und werden weitgehend akzeptiert. Die krasse Abwertung der EKD-Orientierungshilfe »Mit Spannungen leben«¹ von 1996 ist in vieler Hinsicht Geschichte: Niemand würde heute mehr von Seiten der EKD behaupten wollen, dass Homosexualität Sünde ist und dass lesbische und schwule Pfarrer*innen die Ehe, die damals nur Heterosexuellen vorbehalten war, als überlegene Lebensform zu betrachten haben. Dass diese Orientierungshilfe bis heute nicht offiziell zurückgenommen wurde und es immer noch keine neue Orientierungshilfe oder auch Denkschrift gibt, ist allerdings beschämend.²

Und damit bin ich schon beim »andererseits«: Es gibt einzelne Landeskirchen wie die württembergische, die immer noch viele Vorbehalte gegenüber queeren Pfarrer*innen kommunizieren und sie diskriminieren. Das liegt in diesem Fall weniger an der Kirchenleitung im engeren Sinn als an der Synode, in der es eine breite

1 EKD: Mit Spannungen leben. Eine Orientierungshilfe des Rates der Evangelische Kirche in Deutschland zum Thema »Homosexualität und Kirche« (= EKD-Texte 57), Hannover: Evangelische Kirche in Deutschland 1996.

2 Zu einer gendersensiblen theologischen Anthropologie, der Reflexion von sexueller Identität und der Pluralisierung der Lebensformen siehe Karle, Isolde: »Da ist nicht mehr Mann noch Frau...«. Theologie jenseits der Geschlechterdifferenz, Gütersloh: Gütersloher Verlagshaus 2006; sowie: Karle, Isolde: Liebe in der Moderne. Körperlichkeit, Sexualität und Ehe, Gütersloh: Gütersloher Verlagshaus 2014.

Strömung evangelikaler Christ*innen gibt, die Homosexualität als Sünde qualifiziert und deshalb immer noch vehement gegen die Segnung gleichgeschlechtlicher Paare argumentiert. So ist es in Württemberg bis heute nur durch ein sehr aufwändiges Verfahren möglich, eine sogenannte ›Regenbogengemeinde‹ zu werden und queere Paare zu segnen. Dementsprechend gibt es aktuell nur etwa 10 % ›Regenbogengemeinden‹ in Württemberg (123 insgesamt), wobei die Synode beschlossen hat, dass es insgesamt nicht mehr als 25 % solcher Gemeinden geben soll. Ist dieses Quorum erreicht, wolle man sich erneut mit der Frage befassen.³ In dem Beschluss von 2019 zur Segnung gleichgeschlechtlicher Paare werden auch Personen dritten Geschlechts berücksichtigt.

Aber selbst in den Landeskirchen, die eigentlich liberal agieren, wie die rheinische oder mit Abstrichen auch die westfälische, gibt es nach wie vor Diskussionsbedarf. So geben sich Kirchenleitende oft sehr liberal nach dem Motto: ›Wir begrüßen selbstverständlich queere Pfarrer*innen in unserer Kirche und sind ganz offen für alle.‹ Doch bei genauerem Hinsehen stellt sich die Lage nicht so eindeutig dar. Werden Kirchenleitende beispielsweise auf die Queerfeindlichkeit in manchen Gemeinden oder auch queerfeindliches Verhalten von einzelnen Pfarrer*innen angesprochen, wird schnell auf die Autonomie im Pfarramt oder die synodale Struktur der Kirche verwiesen. Da könne man nichts machen. Studierende, die mit dem Präses der Evangelischen Kirche im Rheinland ein Gespräch über diese Fragen führten, zeigten sich dementsprechend enttäuscht und hatten den Eindruck, dass sich die Landeskirche nicht ihrer Verantwortung stellt, ja, dass sie nicht einmal das Problem erkennt. Einer transidenten Pfarrerin wurde gar empfohlen, dass sie mit gewissen Repressionen leben und auf gewisse Dinge verzichten müsse. Der »Minderheitenstress«⁴ wird damit an die betroffenen Pfarrer*innen zurückdelegiert und nicht als

3 Auf der Homepage der württembergischen Landeskirche heißt es dazu: »2019 hat die 15. Landessynode ein Gesetz beschlossen, nach dem in bis zu einem Viertel der württembergischen Kirchengemeinden Gottesdienste zur Segnung gleichgeschlechtlicher Paare möglich sind. Wenn diese Zahl erreicht ist, befasst sich die Landessynode erneut mit dem Thema. Das Gesetz ist zum 1. Januar 2020 in Kraft getreten. Damit eine Gemeinde Segnungs-Gottesdienste feiern kann, müssen folgende Voraussetzungen gegeben sein: [(1); Einf. Red.] eine vertiefte inhaltliche Befassung der jeweiligen Kirchengemeinde mit dem Thema [(2); Einf. Red.] die Zustimmung des Kirchengemeinderats mit Dreiviertelmehrheit [(3); Einf. Red.] die Zustimmung der für die Kirchengemeinde zuständigen Pfarrpersonen mit Dreiviertelmehrheit [(4); Einf. Red.] die Zustimmung der zuständigen Stelleninhaber der Pfarrämter. Aktuell (Stand: 20. März 2024) haben in der württembergischen Landeskirche 134 Gemeinden das notwendige Verfahren durchlaufen und können Segnungs-Gottesdienste feiern.« Zitat aus: Evangelische Landeskirche in Württemberg: Kirche und Homosexualität: <https://www.elk-wue.de/leben/gemeinde/homosexualitaet> (abgerufen am: 10.05.2024).

4 Sattler, Frank A.: Minderheitenstress und psychische Gesundheit von Lesben, Schwulen und Bisexuellen (Dissertation), Marburg: Philipps-Universität Marburg 2018 (Doi.10.17192/z2018.0109; abgerufen am: 10.05.2024).

Problem der Kirche thematisiert.⁵ Das ist nicht nur für queere Theologiestudierende und angehende Pfarrer*innen der Gegenwart ein Problem. Es lässt sich vielmehr insgesamt eine zunehmende Entfremdung beobachten zwischen einer Studierendenschaft, die ihre Freiheitsrechte selbstverständlich einfordert, und einer Kirchenleitung, die die Brisanz dieser Konflikte oft nicht wirklich erfasst, weil sie sich selbst für liberal und fortschrittlich hält und dabei tendenziell einer Selbsttäuschung unterliegt.

Diese Eindrücke verdeutlichen, dass trotz aller Fortschritte noch immer ein weiter Weg zu einer queerfreundlichen und diversitätssensiblen Kirche zu gehen ist. Und sie zeigen auch, was die evangelische Kirche verliert, wenn sie sich hier nicht deutlicher positioniert und diversitätsorientierter agiert. Gerade queere und liberal eingestellte Theologiestudierende überlegen vor diesem Hintergrund einmal mehr, ob sie überhaupt in der Kirche arbeiten wollen. Für die Personalentwicklung der Kirchen und die Zukunft des Pfarrberufs ist das ein Problem, das in seiner Tragweite aus meiner Sicht gegenwärtig nicht erkannt wird. Da ich selbst als Prorektorin für Diversität an der Ruhr-Universität Bochum mit diversitätspolitischen Perspektiven zu tun habe, weiß ich, wie essenziell eine Diversitätspolitik für Bildungsinstitutionen sowie Unternehmen aller Art ist – und dies nicht nur aus ethischen, sondern auch aus organisationsinternen Gründen: In Zeiten des Fachkräftemangels und des Rückgangs an Studierenden über fast alle Fächer hinweg ist es elementar, tatsächlich alle Interessierten zu adressieren und zu inkludieren.

Im Folgenden wechsele ich die Perspektive von oben nach unten und stelle Ergebnisse einer empirischen Studie vor, die am Institut für Religion und Gesellschaft der Ruhr-Universität Bochum durchgeführt wurde. Darin geht es um die Perspektiven der Pfarrer*innen selbst – wie erleben queere Pfarrer*innen gegenwärtig das Leben im Pfarrhaus und was hat der Pfarralltag mit ihrer Lebensform zu tun?

2 Lebensformen im Pfarrberuf: Eine empirische Studie

Die qualitative Interviewstudie mit Pfarrer*innen fokussiert sich auf das Thema ›Transformationen im Pfarrberuf‹. Sie wurde von der württembergischen, der rheinischen und der westfälischen Kirche sowie der EKD finanziell gefördert. Das Ergebnis der Untersuchung liegt inzwischen in Form einer Dissertation von Verena Kroll vor.⁶ Der Fokus der Studie liegt auf der Frage, wie Pfarrer*innen in

5 Vgl. Söderblom, Kerstin: *Queersensible Seelsorge*, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2023, S. 60–62.

6 Kroll, Verena: *Pfarrer*innen unter Druck. Eine empirische Studie zu Strategien des Erwartungsmanagements im Pfarrberuf* (Dissertation), Stuttgart: Kohlhammer Verlag 2024 (im Erscheinen).

unterschiedlichen Lebensformen (queer, alleinlebend, alleinerziehend, geschieden, »klassische« Pfarrfamilie) und unter unterschiedlichen Bedingungen (Alter sowie Stadt/Land etc.) ihren Beruf verstehen und leben. Dabei interessierte besonders die Frage, wie Pfarrer*innen berufliche und private Perspektiven aufeinander beziehen oder auch voneinander trennen.

Ausgangspunkt des Forschungsprojekts ist die Beobachtung, dass Pfarrer*innen Individualisierung, Pluralisierung und Säkularisierung nicht nur in ihrem sozialen Umfeld – quasi bei ihrem Gegenüber in Seelsorge und Kommunikation – vorfinden, sondern auch selbst unmittelbar davon betroffen sind. Das gilt nicht zuletzt mit Blick auf eine bis dato nicht gekannte Vielfalt privater Lebensformen im Pfarrhaus. Uns interessierte: Wie wirkt sich diese Entwicklung auf das Berufsverständnis der jeweiligen Pfarrer*innen aus?

Die Vermutung war, dass Pfarrer*innen in klassischen Lebensformen (heterosexuell verheiratet mit Kindern) mit der traditionellen Überschneidung von privater und beruflicher Sphäre weniger Probleme haben als Pfarrer*innen, die geschieden sind, alleinerziehend oder in gleichgeschlechtlicher Partnerschaft leben. Sie können ihre Lebensform quasi unproblematisch vorzeigen und müssen in keiner Hinsicht mit Abwertung oder Erwartungsenttäuschungen rechnen. Doch zeigt sich im Fallvergleich, dass sich diese Vermutung so einlinig nicht bestätigen lässt. So legen in der Untersuchung manche Pfarrer*innen mit klassischer Pfarrfamilie auf eine Abgrenzung zur Gemeinde deutlich größeren Wert als beispielsweise eine lesbische Pfarrerin, die ein enges Verhältnis zu ihrer Gemeinde pflegt und ein offenes Pfarrhaus schätzt.

Die Typiken, die Verena Kroll mit Hilfe der dokumentarischen Methode herausarbeitet, sind pastoraltheologisch höchst aufschlussreich mit Blick auf die Frage, welche unterschiedlichen Strategien Pfarrer*innen im Umgang mit Erwartungen, die an sie herangetragen werden, entwickeln, aber sie korrelieren nicht oder doch erstaunlich wenig mit ihrer privaten Lebensform bzw. Lebensführung. Das betrifft nicht nur die Unterscheidungen homosexuell/heterosexuell oder verheiratet/geschieden, sondern auch die heteronormativen Pfarrfamilien, die sich auf alle drei Typiken, die Kroll analysiert, verteilen. Auch das Alter ist bis auf eine Ausnahme, auf die ich weiter unten zurückkomme, nicht ausschlaggebend. Überraschenderweise spielt auch die Frage, ob Pfarrer*innen in einer Land- oder Stadtgemeinde tätig sind, keine entscheidende Rolle.

Besonders frappant ist die Schilderung der schon erwähnten jungen lesbischen Pfarrerin aus dem Rheinland, die mit ihrer Frau zusammen in der Gemeinde aktiv ist. Ihre eigene Lebensform ist für sie selbstverständlich. Sie wird fraglos von der Gemeinde akzeptiert und ist mit ihrem Beruf und der Gemeinde hoch identifiziert. Ihr Lesbischsein scheint für sie keinerlei Einschränkung in beruflicher Hinsicht zu bedeuten. Sie lebt in einer ländlichen Gemeinde mit Pfarrhaus als Arbeits- und Lebensort und vermittelt den Eindruck, damit glücklich zu sein.

Entscheidend scheint neben persönlichen Dispositionen zu sein, wie die Pfarrer*innen ihre jeweiligen Gemeinden erleben. Werden sie von der Gemeinde unterstützt und akzeptiert wie sie sind, spielt die Frage, wie sie ihr Privatleben gestalten, keine oder doch fast keine Rolle. Auch bei queeren Pfarrer*innen ist das zu beobachten. Ihre sexuelle Orientierung tritt in den Hintergrund. Dieses ›Vergessenkönnen‹ der sexuellen Orientierung ist allerdings nur in den Landeskirchen möglich, die queere Pfarrer*innen gleichgestellt haben. Das sieht in der württembergischen Landeskirche anders aus. Darauf bezieht sich die im Folgenden zu thematisierende Ausnahme der Studie.

3 Strukturelle Diskriminierung und ihre Folgen

Verena Kroll interviewt eine lesbische Pfarrerin aus Württemberg gegen Ende ihrer beruflichen Laufbahn. An ihrem Fall zeigt sich in beklemmender Weise, wie stark sich diskriminierende Faktoren auf die Berufsausübung und -zufriedenheit auswirken – und dies bei einer mit der Kirche hoch identifizierten Pfarrerin.

In der württembergischen Landeskirche müssen queere Pfarrer*innen und Paare nach wie vor deutliche Einschränkungen durch das geltende Dienstrecht hinnehmen. Dies betrifft die Möglichkeit einer kirchlichen Segnung, die nur im Ausnahmefall möglich ist und auch keine kirchliche Trauung darstellt, sondern nur eine Segnung, weil es keine Gleichwertigkeit mit der Trauung eines heterosexuellen Paares geben soll und darf. Diese Sonderregelung gilt explizit auch nach der Einführung des Rechts auf Eheschließung für Personen gleichen Geschlechts im Jahr 2017. Das heißt, die Kirche ist an diesem Punkt nicht gewillt, das staatliche Recht zu respektieren und die Trauagende auf lesbische oder schwule Ehen anzuwenden. Die zweite signifikante Einschränkung betrifft das gemeinsame Leben im Pfarrhaus. Lange Zeit war ein gemeinsames Leben im Pfarrhaus für queere Pfarrer*innen in Württemberg nicht möglich. Seit Ende der 1990er Jahre⁷ ist es nur dann möglich, wenn die Gemeinde offiziell zustimmt. Diese Einzelfallregelung wurde 2011 nochmals bestätigt, weil die württembergische Kirche nicht gewillt ist, das neue EKD-

7 »Im Sommer 1999 haben Oberkirchenrat und Pfarrervertretung eine sieben Punkte umfassende ›Dienstrechtliche Rahmenbedingungen für kirchliche Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter, insbesondere für Pfarrinnen und Pfarrer in der Evangelischen Kirche in Württemberg, betreffend Homosexualität und Dienstauftrag‹ [Herv.i.O.] beschlossen. Diese Rahmenbedingungen wurden durch Landesbischof Jüly im März 2011 vor der Landesynode [sic!] in ihrer Geltung bestätigt.« Zitat aus der Stellungnahme des lesbisch-schwulen Konvents Württemberg zu den »Dienstrechtlichen Rahmenbedingungen [...] betreffend Homosexualität und Dienstauftrag« vom 25.10.2015: <https://www.bkh-wue.de/meldungen/25-10-2015-stellungnahme-des-lesbisch-schwulen-konvents-wuerttemberg-zu-den-dienstrechtlichen-rahmenbedingungen-betreffend-homosexualitaet-und-dienstauftrag> (abgerufen am: 10.05.2024).

Pfarrdienstrecht in Gänze zu übernehmen, das Pfarrer*innen ein Leben im Pfarrhaus grundsätzlich erlaubt.

Pfarrerin Lisa Kiebel, so wird sie in der Studie genannt, hat all dies selbst erlebt. Sie ist seit Beginn der 1990er Jahre Pfarrerin, einer Zeit, in der es noch nicht einmal eine Ausnahmeregelung gab und sie daran zweifelte, ob sie überhaupt als lesbische Pfarrerin berufstätig sein kann. Die Anfangsjahre waren dementsprechend geprägt von Angst. Sie lebt seit Jahrzehnten in einer gleichgeschlechtlichen Partnerschaft mit einer Pfarrerskollegin. Lange Zeit lebten die beiden in getrennten Wohnungen, dann in einem Pfarrhaus, in dem die Partnerin zur Untermiete wohnte, um den Schein zu wahren. Erst in jüngster Zeit lebt das Paar offen als lesbisches Paar in einem Pfarrhaus zusammen.

Lisa Kiebel stellt mit Blick auf das Pfarrhaus fest:

»[...] es gibt schon so Idealprojektionen in dieser Gesellschaft, die so [...] offen ist, dass wenigstens im Pfarrhaus eine ordentliche Familie mit wohlgeratenen Kindern, klaren Verhältnissen ohne postmoderne Beliebigkeit gelebt wird.«⁸

Kiebel erlebt zwar eine gewisse Offenheit für ihre Lebensform, aber immer noch ist, so Kiebel, mit dem Pfarrhaus das Ideal einer traditionellen Pfarrfamilie mit Kindern eng verbunden. Und das kann sie nicht bedienen. Das Pfarrhaus lebe von Idealisierungen, die eine gewisse Widerständigkeit gegen die postmoderne Beliebigkeit und Fragmentarität symbolisieren sollen.

In der Diskussion der württembergischen Synode im Jahr 2011 über die Frage, ob man das EKD-Pfarrdienstrecht mit Blick auf die Öffnung der Pfarrhäuser für queere Pfarrer*innen übernehmen könne, wurde diese Idealisierung explizit zum Ausdruck gebracht. Ein Vertreter einer eher gemäßigten Gruppe innerhalb der Synode meinte, »[man] stehe voll und ganz hinter dem Leitbild Familie im Pfarrhaus, das werde auch auf Dauer so bleiben«⁹. Er meinte damit ein heterosexuell verheiratetes Paar mit »wohlgeratenen Kindern« und vertrat damit eine heteronormative Perspektive, die Abweichungen als abnorm betrachtet. Der Bischof sah dies ebenso und zeigte sich mit der Regelung sehr zufrieden. Man müsse darauf Rücksicht nehmen, dass es für viele Kirchenmitglieder schwer sei, Homosexualität zu akzeptieren.¹⁰ Mit großer Selbstverständlichkeit nahm die Kirche damit auf die Diskriminierenden und nicht auf die Diskriminierten Rücksicht.

8 Kroll, Verena: Pfarrer*innen unter Druck. Eine empirische Studie zu Strategien des Erwartungsmanagements im Pfarrberuf, unveröffentlichte Dissertation (Manuskript), Bochum 2023, S. 205.

9 Evangelisch.de vom 23.11.2011: »Württemberg: Pfarrhäuser bleiben für Homo-Paare zu«: <http://www.evangelisch.de/inhalte/106953/23-11-2011> (abgerufen am: 10.05.2024).

10 Vgl. Evangelisch.de, »Württemberg« (s. Anm. 9).

Diese diskriminierenden kirchenrechtlichen Regelungen hatten für Lisa Kiebel direkte Konsequenzen. In den ersten Dienstjahren verbarg sie ihre sexuelle Orientierung komplett. Das macht sie inzwischen nicht mehr, aber immer noch geht sie defensiv mit ihrer Lebensform um. Manche in der Gemeinde wüssten zwar, dass sie lesbisch sei und eine Partnerin habe, doch insgesamt sei sie immer noch vorsichtig. Immerhin: Als sie als Pfarrerin in eine neue Gemeinde gewählt wird, kommuniziert sie dem Wahlgremium offen ihre Lebensform. Insgesamt erlebt sie die Gemeinde als offen, nur vereinzelt hört sie homofeindliche Äußerungen. Die Pfarrerin versteht ihre queere Identität gleichwohl nicht nur als Belastung, sondern beobachtet, dass sie als Marginalisierte einen besonderen Blick für andere Marginalisierte in der Kirche habe und dass sie dies für die Seelsorge in besonderer Weise qualifiziere:

»Also ich mache es [meine Lebenssituation] nicht zum Thema, aber ich glaube, es ist für mich eine Ressource. Ich habe einen Blick für Menschen, die zu einer Minderheit gehören, die einen wunden Punkt haben, einen schambesetzten Punkt, die nicht so ganz glatt reinpassen, für die habe ich eher ein Auge, glaube ich.... Und es kommen ein bisschen mehr Leute zu mir..., ein höherer Anteil an gleichgeschlechtlichen Leuten, weil sie wissen, dass sie hier willkommen sind. Oder auch Eltern mit schwulen oder lesbischen Kindern, die reden oft gar nicht so viel drüber, aber denen ist es, glaube ich, auch manchmal hilfreich.... Ja, eine seelsorgliche Dimension hat es.«¹¹

Lisa Kiebel hat aufgrund ihrer eigenen Erfahrungen, ihrer eigenen Vulnerabilität und der vielen konkreten Verletzungen, die sie aufgrund ihrer sexuellen Orientierung erlebte und noch erlebt, eine größere Sensibilität und Empathie für Menschen, die sich selbst als ausgegrenzt erleben. Darüber hinaus ist ihre sexuelle Orientierung für all diejenigen von besonderem Interesse, die selbst queer sind oder mit queeren Menschen in ihrer unmittelbaren Umgebung zu tun haben wie Eltern mit lesbischen oder schwulen Kindern beispielsweise. Lisa Kiebel hat eine besondere »street credibility«,¹² die sie für queere Menschen und andere Menschen mit Diskriminierungserfahrungen besonders glaubwürdig und leichter ansprechbar macht. Ihre Lebensform wird zu einer wichtigen Ressource für ihren Beruf, eine Ressource, die ihre Kirche nicht zu schätzen weiß.

Kiebel weist mehrfach darauf hin, dass sie die Gemeinden in der Regel offen erlebt habe, von einzelnen homofeindlichen Zwischenfällen abgesehen. Ihr Verhältnis zur Kirchenleitung ist deutlich ambivalenter:

11 V. Kroll: Pfarrer*innen (s. Anm. 8), S. 208.

12 Vgl. K. Söderblom: Seelsorge (s. Anm. 5), S. 65f. Siehe dazu auch Kerstin Söderbloms Beitrag im vorliegenden Band.

»...das Letzte, was ich will, ist von dieser Landeskirche irgendwann mal den Segen. Also Entschuldigung, da kann ich jetzt drauf verzichten. Und es gibt aber auch, wenn ich es zulasse, es ist natürlich auch eine ganz tiefe Kränkung, es ist immer noch, ich finde es schon auch ungeheuerlich, dass meine Landeskirche sagt, immer noch sagt: Ihr seid nicht mal des Segens würdig.«¹³

Evident ist, dass die sehr lange und emotionalisierte Debatte innerhalb ihrer Kirche mit Blick auf die Akzeptanz von queeren Pfarrer*innen und die nach wie vor diskriminierende Haltung der Kirche gegenüber queeren Personen und Paaren zu einer tiefen Erschütterung und Entfremdung der Pfarrerin von der Kirchenleitung führte. Lisa Kiebel ist tief empört. Sie, die normalerweise ganz ruhig argumentiert, wird plötzlich heftig: Sie, die ihre Arbeit in der Kirche so liebt, wird von dieser Kirche nicht anerkannt, sie, die selbst andere segnet, erfährt, dass sie des Segens nicht würdig sein soll.

Kiebel weigert sich, die verquerten Argumentationen, die von der Synode gegen Homosexualität ins Feld geführt werden, nachzuvollziehen:

»Ich sehe eigentlich auch gar nicht, wo das Problem drin ist, außer in einer für mich rückständigen Bibel-Hermeneutik, aber ... ich schade ja niemand, ich kann mich auch von Herzen mitfreuen, wenn Menschen heterosexuell sind, sie werden immer die Mehrheit bleiben. Natürlich finde ich es auch richtig und gut, wenn Kinder in heterosexuellen Familien aufwachsen, alles, ich bejahe das doch alles, aber ich gehöre halt nun mal als Schöpfungsvariante zu einer Minderheit... in meiner Beziehung bin ich ja genauso auf den Segen des Unverfügbaren angewiesen wie heterosexuelle Paare. Natürlich ist meine Beziehung, obwohl sie das Glück meines Lebens ist, auch nicht immer nur das Glück meines Lebens.«¹⁴

Die Pfarrerin ist keine Aktivistin, sie engagiert sich nicht politisch, sie will nur akzeptiert werden. Sie hat kein Problem mit heterosexuellen Partnerschaften und Familien, im Gegenteil, sie freut sich mit den Familien, sie will nur selbst in ihrer eigenen Schöpfungsvariante anerkannt werden. Eigentlich, das wird in ihren Worten schmerzlich deutlich, wünscht sie sich den Segen, weil doch auch ihre Partnerschaft – wie jede Partnerschaft – auf den Segen Gottes angewiesen ist, weil das Glück ihres Lebens nicht immer das Glück ihres Lebens ist und auch dieses Paar der Stärkung und Unterstützung durch den göttlichen Segen bedarf – eine Stärkung und Unterstützung, die ihr verweigert wird.

Es ist evident, dass die soziale Situation von Lisa Kiebel nicht vergleichbar ist mit jener vorhin zitierten lesbischen Pfarrerin aus dem Rheinland. Kiebel kann – anders

13 V. Kroll: Pfarrer*innen (s. Anm. 8), S. 216.

14 V. Kroll: Pfarrer*innen (s. Anm. 8), S. 217.

als die junge Kollegin aus dem Rheinland – ihre sexuelle Orientierung nicht vergessen, weil sie ständig daran erinnert wird, dass ihre Lebensform, dass sie selbst deviant ist. Sie ist geduldet, aber nicht willkommen, sie darf arbeiten, wird aber nicht in ihrer Partnerschaft unterstützt. Verena Kroll kontrastiert das Interview mit Lisa Kiebel mit einer weiteren queeren Pfarrperson aus dem Rheinland, einem jungen schwulen Pfarrer, der mit einem Mann verheiratet ist und in einer Zeit heiratete und den Pfarrberuf ergriff, als die rheinische Kirche eine schwule Trauung bereits in das Kirchenbuch eintrug. Der schwule Pfarrer geht offen und unbeschwert mit seiner Homosexualität um, ganz anders als Lisa Kiebel. Für ihn hat seine Partnerschaft keine Relevanz für das Gemeindeleben und wenn doch, dann eher in positiver Hinsicht.

Sowohl Alter als auch und vor allem die rechtliche Situation in den Landeskirchen sind Parameter, die das Erleben der unterschiedlichen queeren Pfarrer*innen entscheidend prägen. Während alle drei queeren Pfarrer*innen ihre Gemeinden als offen beschreiben, machen die Haltung und die rechtlichen Bedingungen der jeweiligen Landeskirche den Unterschied aus.

4 Fazit

Die hier entfalteten Beispiele zeigen unterschiedliche Perspektiven auf das Thema ›Queer im Pfarrhaus‹. Ging es im ersten Teil darum, dass selbst aufgeschlossene Kirchenleitungen, die queere Pfarrer*innen auf allen Ebenen gleichstellen, nicht genügend Diversitätssensibilität für die junge Generation zeigen und Konflikte gern bagatellisieren oder dezentral wegdelegieren, ging es im zweiten Teil um junge Pfarrer*innen, die sich in ihren Kirchen als queere Personen akzeptiert und anerkannt fühlen und nur selten mit homofeindlichen Äußerungen oder Verhaltensweisen zu kämpfen haben. Sie können ihre sexuelle Orientierung mit Blick auf ihre Berufsausübung weitgehend vergessen – sie wird ihnen nicht ständig als Makel vorgeführt, im Gegenteil: Sie erleben in der Regel eine Unterstützung von ihren Gemeinden und ihrer Kirche.

Im dritten Teil wiederum zeigt eine lesbische Pfarrerin aus Württemberg, die die langsame Öffnung der Kirchen für queere Pfarrer*innen selbst miterlebte, wie verletzend und ausgrenzend ihre eigene Kirche mit lesbischen/schwulen Pfarrer*innen umgeht. Bis in die Gegenwart hinein pflegt die württembergische Landeskirche eine diskriminierende Haltung gegenüber queeren Pfarrer*innen, die die Berufsausübung und Lebenszufriedenheit der betroffenen Pfarrer*innen empfindlich einschränkt. Zugleich ist Kiebel durch ihre Kompetenz im Umgang mit »Minderheitenstress« für Menschen mit Ausgrenzungserfahrungen und insbeson-

dere für Menschen, die selbst queer sind oder für queere Personen Verantwortung tragen, eine besonders qualifizierte und empathische Seelsorgerin.¹⁵

Nun haben nicht nur die Kirchen, sondern auch andere Institutionen noch Entwicklungsbedarf, wenn es um Diversitätskompetenz und Diversitätssensibilität geht. Deshalb gilt es, gezielt Lernimpulse zu setzen und dazu zunächst zu eruierten, wie sich die Lage konkret darstellt. An der Ruhr-Universität führten wir im Jahr 2023 deshalb eine quantitative Studie zum sozialen Klima durch.¹⁶ Wir wollten wissen, wie die Studierendenschaft in Bochum zusammengesetzt ist und ob und welche Diskriminierungserfahrungen Studierende an der Universität bereits gemacht haben. An der Studie nahmen etwa 4500 Bachelorstudierende teil.

Mit Blick auf unsere Fragestellung greife ich drei Ergebnisse heraus:

Erstens: Etwa 80 % der Studierenden bezeichnen sich als heterosexuell, das heißt, etwa ein Fünftel der Studierenden verstehen sich als queer. Es geht also um eine große Minderheit, wenn wir von queeren Personen sprechen – auch in der Kirche. *Zweitens:* Etwa 15 % der Studierenden berichten von Diskriminierungserfahrungen an der Universität, queere Studierende deutlich mehr als heterosexuelle. Homo- und Transfeindlichkeit ist insofern nicht nur ein Problem der Kirche, sondern der Gesellschaft insgesamt, aber während säkulare Institutionen wie die Universitäten und viele Unternehmen mit Antidiskriminierungsbeauftragten und Antidiskriminierungsrichtlinien das Problem aktiv angehen, fehlt eine diversitätspolitische Strategie in den Kirchen und in der EKD. Und schließlich *drittens:* Diskriminierung ist nicht nur ein moralisches Problem, sondern hat bittere Konsequenzen für die psychische Gesundheit und die Leistungsfähigkeit der Betroffenen: Personen, die bereits Diskriminierungserfahrungen gemacht haben, verlieren durchschnittlich etwa 20 % ihrer Leistungsfähigkeit. Das geht aus unserer Studie hervor. Ihre Zufriedenheit mit dem Studium ist signifikant geringer im Vergleich zu Studierenden ohne Diskriminierungserfahrungen. Auch die Zufriedenheit mit dem eigenen Leben ist deutlich reduzierter. Diese Folgewirkungen sind auf andere soziale Kontexte wie die Kirche übertragbar – so werden die psychischen Beeinträchtigungen im Interview mit Lisa Kiebel deutlich erkennbar. Es ist deshalb alles andere als Luxus, Diskriminierung zu bekämpfen. Jede Kirche, auch die württembergische Kirche, müsste daran ein essenzielles Interesse haben.

15 Vgl. zur Thematik auch: Häneke, Florence: »Kirchen auf dem Querpfad. LGBTQ* Bewegungen in der evangelischen Kirche und der Aushandlungsort Pfarramt«, in: Laura-Christin Krannich/Hanna Reichel/Dirk Evers (Hg.), Menschenbilder und Gottesbilder. Geschlecht in theologischer Reflexion, Leipzig: Evangelische Verlagsanstalt 2019, S. 236–268.

16 Vgl. Ruhr-Universität Bochum: Wie es den RUB-Studierenden geht, vom 05.09.2023: <https://news.rub.de/hochschulpolitik/2023-09-05-studie-wie-es-den-rub-studierenden-geht> (abgerufen am: 10.05.2024).